



Ich hatte einen Bruder

Kriegsenkelbiografien:
Warum es sich lohnt, hinzuschauen

Anna Seydenfalter

Tredition-Verlag | 2022

Rezension: Birgit Elke Ising | Juni 2023

www.birgit-ising.com

Die Kriegserlebnisse ihrer Eltern und Großeltern haben auf das Leben von Anna Seydenfalter und das ihres Bruders eingewirkt! Und wie! Die Katastrophe, auf die diese Familie zusteuert, lässt Seydenfalter bereits im Titel vermuten. Dieses „hatte“ ist eins der zentralen Themen des 228 Seiten umfassenden Buches. Wie kann eine Schwester weiterleben nach dem Freitod des Bruders. Wie diese Entscheidung nachvollziehen, verstehen? So viele Fragen: Was hat ihn dazu gebracht, seinem Leben ein Ende zu setzen? Warum vertraute er sich niemandem an? Hätte Anna es verhindern können? Und welche Rolle spielen die kriegstraumatisierten Eltern?

Sie spricht nicht von Schuld. Vielmehr sucht sie nach dem Sinn in der selbst gewählten Zerstörung. Es geht ihr um Verantwortung dem eigenen selbstbestimmten Leben gegenüber. Und um Respekt – egal, wofür wir uns entscheiden. Es ums Verstehen. Der Zusammenhänge! Vor allem um das!

Das Buch gliedert sich in drei etwa gleich lange Teile.

Im ersten Teil, den Anna Seydenfalter „**Normalität – unbewusste Lebensphase**“ nennt, erzählt sie ihre Familiengeschichte über drei Generationen. Sie rollt die Erlebnisse ihrer Eltern und Großeltern im und nach dem 2. Weltkrieg auf und beschreibt deren Verhalten, wie sie es erlebt hat.

Ihr Aufwachsen „*in einem bäuerlichen Vorort einer Großstadt am Niederrhein*“. Eine scheinbar „*ganz normale Kindheit*“ in den 1960er Jahren: Ein altes Bauernhaus, unbeheizte Zimmer, baden in der Zinkbadewanne, auf dem Hof ein Plumpsklo. Ein Laufstall, malträtierte Puppen. Eingewecktes. Ein Brunnen. Das Auftragen der Badesachen des Bruders. Schweigegebote. Versprechen, die nie gehalten wurden. Nie geführte Gespräche, nicht stattgefunden Klärungen. Das Gefühl, es könnte jederzeit etwas schlimmes passieren. Ungerechte Entscheidungen. Ein wunderbar detailliert beschriebenes Kakao-Ritual. Ostereier suchen im Garten. Selbst gemachter Pudding. Kriegsversehrte, leere Hosenbeine, mit Sicherheitsnadeln nach oben gesteckt. Zwei Schultüten, die sie nicht mit in die Schule nehmen darf – Traurigkeit und Enttäuschung. Die erste richtige Heizung im Haus. Hässliche grüne Kunststoff-Jugendzimmer-Möbel, die plötzlich einfach da waren. Gefragt wurde sie nicht. Der Anreiz zum Schwimmenlernen durch Geld. Verspottet und lächerlich gemacht werden. Eltern, die ihr nicht den Rücken

stärken. Die sie nicht ermutigen, sich zu wehren. Der Druck, dass sie sich zu ändern habe. Und immer wieder Dellen in ihrem Selbstbewusstsein – ihr zugefügt durch väterliche Abwertungen. Hausschuhe, die auf Kinderhintern schlagen. Die Schwierigkeit, Verbundenheit und Zugehörigkeit zu erleben.

Schuld, die Kindern in Nebensätzen in die Schuhe geschoben wird, obwohl Erwachsene dafür verantwortlich sind. Die Scham der Kinder und wie sie annehmen und verinnerlichen. Schuld, die nicht die ihre ist.

Eltern und Großeltern, die den Krieg in einem Wort zusammenfassen: „furchtbar“. Darin liegt alles, das Unfassbare, das Unvorstellbare. Und doch transportiert es nichts. Das kennen viele Kriegsenkel:innen aus ihren Familien, ist es doch fast schon stereotyp symptomatisch: Die Haltung, das Furchtbare sei eben „ganz normal gewesen“. Nichts Besonderes. Schon gar nichts, dass Gefühle entfacht.

Die Mutter, die Barmherzigkeit und Empathie vermissen lässt, keinen Zugang zu ihren Gefühlen hat. Sich an Angst und Aufregung nicht erinnern kann. Trotz der Bombeneinschläge über ihrem Kopf. Flammen, Schutt und Steinbrocken. Nasse Tücher vorm Gesicht. Das rote Mäntelchen, das sie nie wieder sieht. Der Treck nach Mecklenburg, als Flüchtlinge bei einer Bauernfamilie. Die Drohung „Dann lass sie doch mal hungern!“, wenn die Mutter nicht essen wollte. Umzüge mit Pferd und Wagen. Geteilte Toiletten, geteilte Küchen. „Die Russen kommen!“ und Tiefflieger. Erneute Flucht. Güterwaggons. Übernachten in Scheunen. Und wieder die „furchtbaren Ereignisse“. Wieder Leerstellen. Umdrehen müssen, als Sicherheit zum Greifen nah ist. Zwangsarbeit unter russischer Aufsicht. Fehler nicht zugeben können. Zerbrochene Dinge, aber gewesen ist es nie einer. Das übergroße Bedürfnis nach (materieller) Sicherheit.

Der Vater, der riesige Angst um seinen Vater hat, als der in den Krieg eingezogen wird. Schwermütige Briefe aus dem Krieg. Der Pilot mit toten Augen, abgestürzt auf der Wiese. Wut und Ohnmacht, die keinen Ausdruck finden. Schweigen über den Krieg. Den eigenen Vater bei seiner Heimkehr kaum wiedererkennen. Der Krieg macht aus manchem im Menschen ein Tier. Die Scham des Vaters für seinen Vater. Lieber nicht alles erzählen „aus Loyalität und um das Andenken an seinen Vater nicht zu beschädigen“ – Schweigestellen, die die Autorin respektvoll akzeptiert. Ständige Habachtstellung. Probleme nicht ansprechen, schön Wetter machen. Wenig Emotionalität: „Du hast einen gesunden Menschenverstand mitgegeben bekommen. Wozu brauchst du Gefühle?“

Die immense Wichtigkeit, ein eigenes Dach überm Kopf zu haben, endlich anzukommen. Sicherheit! Etwas haben zum Festhalten. Hausbauten aus Trümmersteinen: Zwei Häuser, die die Eltern unter vielen Entbehrungen vor allem für sich selbst bauen – und: **Ein Mädchen, das sich kaum traut, ungefragt einen Apfel zu essen.**

Anna und ihr Bruder. Kinder, die mit Handschlag begrüßt, nicht herzlich in den Arm genommen werden. Eltern, für die das Durchwuscheln der Kinderhaare die intimste Berührung und der größtmögliche Ausdruck ihrer unausgesprochenen Liebe zu ihnen ist.

„Früh lerne ich, dass bei uns vieles nicht geht, was andere können. Als ich sechs oder sieben bin singen, Roy Black & Anita „Schön ist es auf der Welt zu sein.“ Während das Lied gerade im Radio gespielt wird, wende ich mich an meinen Vater: „Ich finde es eigentlich gar nicht schön, auf der Welt zu sein.“ Mein Vater erschrickt.“

Anna ist schüchtern. Ihre Lebensfreude ist eingetrübt. Das Gefühl, gehört und in ihren Bedürfnissen ernst genommen zu werden, ist ihr fremd. Sie lernt, dass in der natürlichen Ordnung der Welt, die Männer über den Frauen stehen. Mit Selbstsabotage stellt sie sich an die zweite Stelle – hinter ihren Bruder. Damit entlastet sie, wie sie heute sagt, das Familiensystem. Und alle fühlen sich wohl. Sie entwickelt den unbedingten Wunsch, es möge besser laufen in der Familie. Sie strebt nach Gerechtigkeit. Ungerechtigkeiten kann sie nicht aushalten. Sie entwickelt ein starkes Bedürfnis, nach Verbindlichkeit und Verlässlichkeit.

Ziemlich am Ende des ersten Teils teilen wir mit Anna die zutiefst berührende Erfahrung, wie Nähe entstehen kann, wenn wir unseren Eltern und Großeltern Fragen stellen über ihr Leben: *„Oma hätte so viel zu erzählen gehabt, dachte aber, es würde keinen interessieren.“* – Viel kann Oma nicht mehr erzählen. Sie stirbt bald darauf.

Im zweiten Teil, „Erwachen – Lebensphase der Reflexion“ beschreibt Seydenfalter wie sie beginnt, ihre Familiensituation und ihre Rolle im Leben zu verstehen, zu reflektieren und einzuordnen. Je mehr sie von der Welt sieht, je mehr Beziehungen sie eingeht, desto mehr erkennt sie den Schmerz in ihrer bis dahin für „normal“ gehaltenen Kindheit. Ihre ungesunden Bewertungs- und Handlungsmuster. Sie fängt an, sich abzugrenzen, weiterzuentwickeln und ihren persönlichen Weg der Heilung und Integration einzuschlagen.

Sie erkennt, dass auch in ihrer Familie transgenerationale Traumata wirken. Ihr Weg ist ein anderer als der ihres kritischen Bruders, der den Kontakt zu seinen Eltern nach deren wiederholten Grenzüberschreitungen zum Schutz vor weiteren Verletzungen konsequent abbricht. Anna hingegen bleibt im Kontakt, „brav und angepasst“, wie sie es nennt. Nach und nach erkennt sie jedoch, dass sie dabei ist, in die Fußstapfen der Mutter zu treten und deren Schicksal zu wiederholen. Sie kündigt ihren ungeliebten Beruf, fängt ein Psychologiestudium an. Sie verabschiedet sich von Menschen in ihrem Leben, die sich Gesprächen und Veränderungen verweigern und mit denen sie die Beziehungsmuster der Eltern reinszeniert. Derweil gehen die Abwertungen durch den zu Impulsivität und Ungerechtigkeit neigenden Vater weiter: *„Du hast ja nicht mal eine gescheite Ehe hinbekommen“*, ist eine, die sie *„bis ins Mark trifft“*. *„Du bist im Leben gescheitert.“*, seine Antwort, auf Annas Bitte um Hilfe, die die Eltern verweigern.

Anna liest und lernt. Durch das Kriegenkelbuch von Sabine Bode, erkennt sie die Wirksamkeit von transgenerationaler Traumaweitergabe in ihrer Familie. Sie führt sich die traumatischen Erlebnisse der Eltern und Großeltern im Krieg vor Augen. Sie akzeptiert, dass sie nie das Verständnis und die Aufmerksamkeit für ihre Bedürfnisse von ihren Eltern erhalten wird, die sie sich so sehr wünscht. Sie schließt Frieden mit der Vergangenheit und dem emotionalen Unvermögen ihrer Eltern. Sie sieht ein, dass sie sich nicht ändern werden. Nicht ändern können. Dass sie das geben und gaben, was sie konnten. Mehr ist nicht drin. Hart, aber heilsam.

Und dann der Suizid des Bruders. Anna ist es, die von der Polizei alarmiert wird. Sie ist es, die den Eltern die schreckliche Nachricht überbringt. Die Mutter weint zwei Minuten lang, dann wechselt sie das Thema. Der Vater schweigt. Wieder keine Gefühle, kein Trost, keine Umarmungen, keine zärtlichen Gesten. Inzwischen kennt Anna die Bewältigungsstrategien ihrer Eltern. Schmerzhaft ist das dennoch – einer der schwersten Momente ihres Lebens.

Erschreckend ist für mich der Teil der Geschichte, in der Anna in die nach Verwesung stinkende Wohnung des toten Bruders zurückkehrt und dort die Küche putzt. Warum tut sie das? Warum entschuldigt sie sich fast dafür, dass sie die Lebensmittel aus seinem Kühlschrank in den Müll wirft? Was für eine unfassbare Situation. Wahnsinn, wie Menschen mit ihrem Schmerz umgehen! Irre, was da noch immer wirkt ...

Ihre Erzählung dieser schlimmen Lebensphase bleibt weitgehend distanziert und sachlich. Keine Rede von Tränen, Zusammenbruch, Verzweiflung. Sie agiert, regelt, telefoniert und organisiert – kriegsenkelgerecht. Mir tut das beim Lesen weh!

An den Stellen im Text, an denen Seydenfalter in die wörtliche Rede wechselt, und ihre Distanz stilistisch aufgibt, bin ich als Leserin sofort wieder dabei. Emotional dabei.

Im dritten Teil „Verstehen und Heilen – Lebensphase der Erkenntnis, Verarbeitung und Integration“ taucht Anna ein in ein tieferes Verständnis und sie findet noch mehr Heilung. Ihre psychologische Perspektive und mögliche Bewältigungsmöglichkeiten rücken in den Fokus.

Anna erkennt die Rollenumkehr in ihrer Familie, Parentifizierung: Kinder, die sich für die Entwicklung der Familie verantwortlich fühlen. Kinder, die die Elternrolle übernehmen und so ihre überforderten und höchst bedürftigen Eltern entlasten. Sie erkennt an, welche Bürde sie und ihr Bruder aufgrund ihrer Kindheitserfahrungen im Elternhaus getragen haben. Während ihr Bruder über seine Wut und seinen Kontaktabbruch ein Leben lang auf ungute Weise mit den Eltern verbunden blieb, versucht Anna innerlich frei zu werden. Durchs Hinschauen, Aufdecken, Verarbeiten.

Dies ist für mich **das Highlight-Kapitel des Buches**. Seydenfalter stellt Teile ihrer zuvor gehörten Familiengeschichte in einen theoretischen Kontext. Sie teilt Erkenntnisse und Schlussfolgerungen. Sie zitiert eine ganze Reihe von Fachliteratur, aus der sie sich die großen Zusammenhänge erschließt und lässt mich als Leserin daran teilhaben. Ich habe viele AHA-Erlebnisse. Wissbegierig folge ich ihrem Erkenntnisprozess und bin dankbar für die Literaturhinweise. Als Autorin mag ich auch die Stellen, an denen sie von ihrem Schreibprozess und den Anmerkungen ihrer Lektorin berichtet.

Erschreckend finde ich ihre Hinweise, die Kriegsenkelproblematik sei scheinbar noch nicht überall im psychotherapeutischen Kontext angekommen. Es gibt noch viel zu tun!

Der Rest dieses wunderbaren Kapitels sei der Lektüre vorbehalten!

Wer ist Anna Seydenfalter?

„Anna Seydenfalter“ ist ein Pseudonym. Die Autorin gibt ihre Identität nicht preis. Das ist ihr gutes Recht und entspringt dem Wunsch, ihre Familie und deren Geschichte zu schützen. Dies war, so wie Seydenfalter es beschreibt, für ihre Eltern ein wesentlicher Faktor, um ihr Schweigen zu brechen. Seydenfalter interviewt ihre Familienmitglieder, die in Gewissheit des Schutzes ihrer Identität, die eigene Schweigemauer erklimmen und darüber klettern können. Dies ist der Autorin hoch anzurechnen. Doch dem nicht genug. Sie geht noch weiter und schreibt: *„Zum Schutz noch lebender Personen sind alle Namen verändert und einige Orte umschrieben, nicht benannt. Aus denselben Gründen habe ich teilweise Ereignisse nur umrissen.“* –

Anna Seydenfalter ist auch im wirklichen Leben Psychologin. Sie arbeitet in einer Reha-Klinik im Schwarzwald. Ihr psychologischer Hintergrund und ihre fachlichen Einordnungen bilden für mich den großen Schatz dieses Buches.

Mein persönliches Fazit:

Ich habe großen Respekt vor Seydenfalters Stilmittel der Verschleierung, das sie vor allem in den ersten beiden Teilen des Buches bewusst einsetzt. Das erfordert Mut. Mut, die eigene Veröffentlichung, das eigene Werk schon von vornherein der Selbstzensur zu unterziehen.

Als Autorin gilt es zwischen zwei Werten abzuwägen: Dem Schutz der Menschen und ihrer Geschichten und dem Anspruch des Lesers auf die ganze (!) Wahrheit. Frau Seydenfalter hat sich für ersteres entschieden. Was für ein Drahtseilakt. Was für ein Spagat!

Für mich hat das einen hohen Preis: Der Text und seine Lesbarkeit leiden. Mich als Leserin hat die Autorin im ersten Teil und zweiten Teil des Buches an so mancher Stelle erst neugierig gemacht und dann ratlos, mit Fragezeichen im Kopf, unbefriedigt und allein zurückgelassen. An den Stellen, an denen der Text sich für mich sträubt, öffnet sie die Geschichtenkiste, macht Andeutungen zeigt mir aber nicht, was drin ist. Da, wo es sehr persönlich werden könnte, macht sie zu, geht auf Distanz, argumentiert mit Schutzbedürfnis.

In der Art und Weise wie Anna Seydenfalter ihre Familiengeschichte erzählt, transportiert sie für mich sprachlich und stilistisch paradoxerweise genau jenen Schatten, jenen Schleier, jenen Nebel von dem viele Kriegsenkel:innen berichten, wenn sie ihre Herkunftsfamilie und das Klima ihrer Kindheit beschreiben: Verschleiern und Verschweigen. Dieses hier literarisch eingesetzte Stilmittel gruselt mich auf magische Weise!

Seydenfalter gelingt es zu zeigen, wie die Kriegserfahrungen ihrer Eltern und Großeltern auf ihr Leben und das ihres Bruders gewirkt haben.

Nach der erwähnten, für mich anfänglichen Lese-Zähigkeit im ersten und zweiten Teil, kriegt sie am Ende ganz wunderbar und höchst inspirierend die Kurve! Besonders der dritte Teil und die „kommentierte Bibliografie“ am Ende des Buches, aus der ich viel gelernt habe, haben es mir sehr sehr angetan. Danke, Anna!

„Ich hatte einen Bruder“ ist meine Leseempfehlung für alle, die sich für Hintergrundwissen und weiterführende Literaturtipps, Denkanstöße und Hinweise zur Kriegsenkel:innen-Thematik wünschen und die sich für deren psychologische Einordnung interessieren.

